

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 11 (1931-1932)
Heft: 3

Artikel: Die Schweiz und das deutsche Sprachgefühl. Teil 1
Autor: Heyck, Ed.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-157379>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

einsichtigen Wirtschaftskreisen fast aller europäischen Länder die umfassende Bedeutung des Südostens erkannt hat, dürfte es nicht allzu schwer sein, die hier vorliegenden großen Wirtschaftsaufgaben einer befriedigenden Lösung entgegenzuführen.

Die Schweiz und das deutsche Sprachgefühl.

Von Ed. Heyde, Ermatingen.

Die deutsche Sprache.

Mancher Völker Sprachen vernahm ich; keine ist an Farbe, plastischem Reiz, an Reichtum, Wucht und Tiefe, keine sogar an Wohlklang ist dir vergleichbar.

(Leuthold)

1.

Die Grenzfuge, die zwischen dem Reich und der Schweiz im Gebrauch der gemeinsamen Schriftsprache besteht, ist nicht so augensfällig, daß Alle sie hüben und drüben wissen und daß sie gar zollamtlich bewacht würde. Gegenwärtig beginnt sie aber merklicher zu klaffen und läßt in gewisse, in ihr enthaltene Probleme hineinblicken. Da ist, in mehr oberflächlicher Beziehung, die leichte Veränderung des schweizerischen Wortbestandes durch Einzelbenennungen, die gelegentlich amtlich übernommen werden, stetig in weit größerer Zahl aber paßlos von selber herübergelallert, gesummt, gefrochen kommen und mehr oder minder auch ins Bürgerrecht gelangen. Wollen sie ein Erfolg sein, so regt sich die gute Treue, die den altgewohnten „Perron“ verteidigt und psychisch den Sinn befundet, der auch wichtigere Überlieferungen schützen wird. Bemerkenswert kommt es der glatten Neuaufnahme zugut, wenn für sie nichts fühlbar hergegeben werden muß, wie z. B. für den Befehlsstab, den in Deutschland nicht gerade aufs glücklichste übersetzten Signalstab.

Indessen ist keine Erörterung beabsichtigt über das Lexikalische und den Wortschatz, der neuerlich in Deutschland mit Hochbetrieb bei den großen Amtsstellen, Organisationen, Verbänden, ferner nach dem älteren Vorgang des Rechtswesens, des Heeres, der Technik nun auch bei den Wissenschaften, bis in die letzten Burgen der undeutschen Terminologien, durchgemustert, „deutschkundlich umgewörtet“ und mit Neubildungen bewortet wird. Es handelt sich für die Darlegung hier vielmehr um die verdeckteren, aber desto wichtigeren Fragen, die in der Tiefe der Grenzspalte zu er-

kennen und keine nur reichsdeutsche Angelegenheit sind, da sie die innersten Organe der Sprache selbst betreffen, ihre geschichtlichen Gesetze und das, was diese in Kraft und Bestand erhält, das natürliche Gefühl und Gehör für die Sprache. Diesseitige Äußerungen, die auf das Problem schon aufmerksam werden mußten, brauchten für das schweizerische Schriftdeutsch keine Besorgnis zu hegen, zum Glück scheuen sie aber die warnende Deutlichkeit doch auch nicht. So wies in einem großen Zürcher Blatt (23. Juli 1927) die sachdienliche Unverblümtheit eines Mitarbeiters hin auf die zunehmende „Engherzigkeit“ im Reichsgebrauch der Sprache und ein dadurch verursachtes Pennerdeutsch. Mit dem treffendsten Wort wird hier das Symptom bezeichnet: der Verlust der Unbefangenheit, die die natürlichen Erscheinungen der Sprache persönlich heraus hört und wiedergibt, ihr die freie und reichere Formenbeweglichkeit beläßt, die von ihren akustischen Gesetzen bedingt ist und erfordert wird. Solch schülerhaft beengte, den Formenwechsel vorsichtig vermeidende Schreibweise ist aber letzten Endes die Folge der taubstummen Richtigkeitsmethode, die mit den Konferenzen von 1876 in die Rechtschreibung kam.

Das ist die tiefer werdende „Grenzfuge“, daß sich in Deutschland das angeborene Sprachgehör unvermerkt hat ertötet lassen, bis auf die Nachzügler, die bemerkenswert sich in dichterer Zahl noch unter den Gelehrten finden (ich meine nicht so sehr die Sprachgelehrten, sondern die gesamte Fakultät, wie die medizinische und theologische auch) als gerade unter den Schriftstellern; daß hingegen in der Schweiz Sprachgehör und Sprachgefühl sich ohne Beeinträchtigung und Konflikte mit der in den neunziger Jahren auch hier rezipierte amtlichen Rechtschreibung vertragen. Unbeirrt spricht, schreibt und lebt man auf ihrem stammlichen Boden in Einklang mit den Urgesetzen des germanischen Sprachwesens. Es läßt sich ein Analogon andeuten zu dem inneren Auseinanderstreben in der Reichsgeschichte und der schweizerischen, seit der Zeit der Begründung der Eidgenossenschaft und der keimenden Abspaltung vom Reiche. Während in diesem, im Reiche, das Volkstum als solches zunehmend enteignet, seinem ältesten Wesen entfremdet, umgezüchtet wurde in Untertanen und mundtote Laien in jeder Richtung, das Autoritative sich auch noch mit dem fremden Römerrecht und dem fremdbürtigen Absolutismus verband, blieb die Eidgenossenschaft — indem sie aus ihrem Boden rechtzeitig den Säugling des Vogtwesens aushob, so wie ihn der saure Rudolf mit den süßen Worten zu ziehen dachte — auf der unverbogenen Linie der volkseigenen, deutschursprünglichen Geschichtlichkeit. So ward sie zum Asyl und lebendigen Archiv der im germanischen Urwesen bewurzelten Herkommen, Rechtsaltertümer, öffentlichen Anschauungen, Formen und Vergildungen, der noch immer urgermanischen Gliederung, die das Größere vom Einzelnen, von der Gemeinde her aufbaut, der vollsechten Freiheiten, die im alterererbten Bewußtsein des Mannes, der Persönlichkeit, beruhen, nicht in „erteilten“ Verfassungen; ihre Geschichte ist organische Entwicklung aus dem Aller.

Wird die Schweiz vielleicht dermaleinst zur Geltung kommen als die zum Glück sich bietende Naturheilstätte des freieren, persönlichen Sprachgefühls, wenn in Deutschland noch wieder erkannt wird, daß man mit der gehörlosen Richtigkeit auf den verderblichen Irrweg geraten ist? Denn nur aus Verkennung und Unberatenheit schlug man ihn ein. Weder gewußt noch geahnt ward solche Endfolge, daß man der Sprache etwas antat, womit sie zur leblosen Wachsfigur werden müsse oder lebendig versteinern, sofern sie nicht, wie derlei die Märchen erzählen, noch wieder erlöst wird. Die Männer von 1876 waren in jeder Hinsicht bestmeinend, als sie wie die Rudergefährten des Odysseus mit wohlversicherten Ohren gegen dreidimensionale Gefährdungen ihres Unternehmens am grünen Tisch des patronisierenden Ministers ihr Richtigkeitsschema beschlossen. Eines, das kein starres Lineal sein wollte, das die Erscheinungen der Sprache, so wie sie der Mensch bei genauem Zusehn im einzelnen Wort wahrnimmt, bestehn lassen wollte, duldsam für ihre Tändeleien: daß sie trotz ihres gesetzten Alters „neben“ der guten, „vollständigen“ Form der Grammatiker sich fast lieber schürzte, mutwillig das Röcklein „abkürzte“, wie Duden sagt, und gar bis auf den Worttrumpf unbekleidet dasteht, ohne Appendix der schicklichen Endung. Die Enzyklika der neuen Rechtschreibung begnügte sich mit der nachsichtigen Zulassung des zweierlei Richtigen, nicht ohne merkliche Seitenblicke auf die „edlere Schreibung“. Das Tragische für das Sprachgefühl ist, daß nur gerade aus dieser schonenden Behandlung das ganze Unglück hat entstehen können. Es wäre anders gekommen, wenn der Besluß der Experten ohne Federlesens vorgegangen wäre, wenn er verkündet hätte: diesen Launen des Sprachgebrauchs haben wir ein Ende gemacht! Stürme des aufmuckenden Widerspruchs wären, in jenem Zeitpunkt noch, entbunden worden. Die schreibende Bildung würde sich um das Panier ihrer freieren Gewöhnung geschart haben, die Hohenpriester selber der Sprachwissenschaft wären hinab in die unaademische Arena gestiegen und als die noch maßgeblicheren Experten eingeschritten. Dies alles, diekehrseite, das Ausbleiben, ist weiterhin noch genauer darzustellen: wie die Toleranz der Rechtschreibung der Formenbeweglichkeit Zeit ließ, sich von selber zu verflüchtigen, Raum gab, daß der Abfall von ihr gruppentweise einriß, Ursache blieb, daß kein musischer Orpheus noch wieder in ihr die ins Leben zurückzurufende Eurhydike erkannte. Als das Regelwerk in die Öffentlichkeit hinauskam, die nun bevorstehende neue Schreibung, gab es großes Aufsehen. Aber die Alarmglocke war nicht darin, die das atonale Prinzip der Regelfindung ausgeläutet hätte, die auf Gedanken über Akustik und Rhythmis in der Sprache hingeführt hätte, und daß es damit nicht getan sei, wenn hier und da auch von Betonungsgesetzen gesprochen wird, d. h. nur im längeren Einzelwort und als ob das von der Zahl der Silben abhänge. Der Trieb der Deutschen zum Besserraten, der zwar sehr ungleichmäßige Objekte wählt, über dessen Schweigsamkeit die Angelegenheiten der Sprache sich aber nicht zu beklagen haben, biß nur nach allem

Gesagten schnurstracks an auf die heraushängende Hälflichkeit, Bagheit, Unklarheit des angewandten atonalen Prinzips, statt dieses als solches ins Auge zu fassen und zu kritisieren; man tadelte das unfeste Schwanken der hölzernen Brücke zur neuen „Richtigkeit“, die Unsicherheit für diejenigen, die sie begehen sollten und wollten. Einmal auf diese Spur gesetzt, bewegte die eintretende Verbesserung in ihr sich weiter, stellte eine Regel her, nahm dem Einzelwort die Beweglichkeit in seinen Formen.

Die Sprache als solche brachte ihre rhythmische Bedingtheit mit auf die Welt, oder umgekehrt, von dieser ward sie eigentlich geschaffen. Der zusammenhängende Satz — der nach neuerer Theorie die Sprache des Menschen unterscheidet von denen der Vögel und Tiere — bestimmt als einheitliches Tongefüge die Einzelsformen seiner Wörter, ihre jeweilige Länge oder Kürze in der Endung, wie auch Gedrungenheit oder Dehnung innerhalb der Wörter. Das Einzelwort ist kein selbstisches, in seinem Formenwechsel launenhaftes Individuum, wie es von der Rechtschreibung behandelt wird. Dem natürlichen Sazrhythmus folgen die Sprechenden unwillkürlich, die verformenden Dichter nach besten Kräften, aber auch die in Prosa Schreibenden, soweit sie darin nicht behindert sind. Didaktische Hinderungen und papierene Aufnötigungen, zu welchen auch der Apostroph gehört, gab es schon seit Jahrhunderten. Freier vom Sprachlehrer, als die neuere Zeit, machte das Mittelalter von den Buchstaben, mit denen es sich mehr als wir behelfen müßte, trotzdem einen phonetisch feinerhörigen Gebrauch. Dadurch nimmt sich das Mittelhochdeutsch fremdartiger aus, als wenn wir auch so schreiben würden.

Trotz den didaktischen Einmischungen blieb aber noch immer das Sprachgehör der die Schriftsteller und Briefschreiber leitende Anonymus. Gradunterschiede zeigen sich naturgemäß. So die bessere Gehörmäßigkeit der musikalisch Veranlagten, ferner die der Süddeutschen, wo die ungenierter gebrauchte Mundart dahinter steht; auf einer andren Seite die den Mitdeutschen so komische e-Anhängerei der Sachsen und Thüringer an die verschiedensten Wortgattungen. (Der fade Thümmel, den man aus einer Literaturgeschichte in die andre, wahrscheinlich unbesehen, weiterschleppt, schreibt: „auf der weltberühmten Plattforme des Straßburger Münsters“ oder: „sie setzte sich zurechte“, u. ä.)

Alles Ursprüngliche und Naturreine wird aber erst gefährlicher bedroht und aus dem Gebrauch zurückgedrängt, wenn das Surrogat mit Werbekraft in Umlauf gebracht wird. In ungemerktm Vorgang ward von 1876 ab dem Sprachgehör sein Ersatz untergeschoben durch ein Regelwerk, womit nun Feder, der sie wünschte, die Beruhigung in die Hand bekam, wenn er hiernach nur Wort für Wort jedes einzelne richtig schreibe, so sei dann alles in bester Ordnung. Man nennt das sogar „stilistisch“ richtig. Dies war der erste Streich, der gegen das rhythmische Gehör geführt wurde. Schreibe ich im Verlauf meiner Säze (selbstverständlich bleibt jedes Gehör individuell determiniert): „vor dem Haus“, aber „hinter dem Hause“,

so kann die Regel dafür Nachsicht haben, aber kein Verständnis. Von jenem ersten Streich ab ward es aber dann der Fluch der ungewollten bösen Tat, daß sie fortzeugend den Drachen gebären mußte, der das Gehörorgan richtig aussäuft. Die Männer der Rechtschreibung ließen dem Formenwechsel seine Ungezwungenheit, sie suchten ihm gerecht zu werden durch den Dualismus der Regel. Da sie diesen aber nicht aus den innersten Gesetzen der Sprache zu begründen, sich nicht zu rechtfertigen wußten, verfielen sie damals schon dem Tadel, ihre Rechtschreibung sei nicht „durchsichtig einfaß“ genug, sei nicht „einhettlich“, und sei nicht „folgerichtig“. Mängel, die zu verurteilen eine psychologische Trias, wenn auch nicht die der Grazien, allverbreitet disponiert ist. Da die Zeit aber alles heilt, ist ihr das mit jenen Mängeln auch gelungen. Innerhalb eines halben Jahrhunderts ist die unentdeckte Funktion eines Sprachgehörs auf immer engere Kreise eingeschrumpft, während umgekehrt von bestimmten Organisationen die Zusammenlegung der dualistischen Regel beschlossen ward und sie auch da, wo die kategorische Aufnötigung nicht bestand, stetig weiter um sich griff. Das zitierte „Pennälerdeutsch“ schreibt die längere Endung, weil es schon keine andere weiß oder weil diese als einwandfreier erscheint. Übrigens figurierte sie auch schon in Dudens Parität als die prima inter pares. Die kurze Endung ist für ihn eine „abgekürzte“, die „neben“ der vollständigen besteht. Verschiedentlich wird die „volle“ Form als die „vorzüglichere“ oder „edlere“ bei ihm bezeichnet.

A n d e r s d i e S c h w e i z . Hier leitet noch durchgängig das Sprachgehör, wenn auch nicht gesagt sein soll, ausnahmslos. Auch mit Selbstverständlichkeit wird auf es Bezug genommen. Pädagogische Erörterungen über den Sprachunterricht in der Primarschule sprechen ohne Weiteres vom „Klang“, vom „Ohr“, von dessen Schulung. Muß das nicht speziell den sazrythmischen Sinn, der hier gemeint ist, haben, so bewegt es sich doch im Bereich des akustischen Sprachgefühls. Es fehlt nicht an den treuen Anwälten der einsichtsvollen Lehre, was die Schweiz dem glücklichen Umstand verdankt, daß hier noch die unverregelte Mundart mit ihrem naturgesetzlichen „Wohlfklang“ (Meinrad Lienert) von den Gebildeten und Zedermann gesprochen wird. Der zauberkräftige Schutz, womit unsichtbar als die behütende gute Fee auch hinter der Schriftsprache die Mundart steht, wird ihr verständnisvoll erwidert und der Besangenheit entgegengetreten, soweit sie etwa vorkommt, als ob das Schwizerdütsch was Minderfeines sei. Sein zutreffender Vergleich liegt im Holländischen, das sehr selbststolz ist. Es röhmt sich „zvet en krachtig, rijk en vloearend“, und das gilt auch hier. Den glücklichen Dualismus, im Schriftdeutsch und in der Mundart zu leben, und was dem der Gebildete verdankt, behandelt auch die umfassende Aussprache Fr. B i s c h e r s , des schwäbischen Mit-Alamannen, in seinen Distichen:

Wohl mir, daß ich im Land aufwuchs, wo die Sprache der Deutschen
noch mit lebendigem Leib im Dialekte sich regt,

Milch der Mutter noch trinkt, noch quellendes Wasser am Borne,
vom Schulmeister noch nicht rektifiziertes Getränk! u. s. w.

Über die deutsche *Terra incognita* des Prosa rhythmus, in Gestalt von Untersuchungen der Sprache C. F. Meyers, ist 1925 in Bern die akademische Studie einer jungen Dame, M. Fässler, erschienen. Die „Stilkritischen Übungen“ von O. v. Greherz, mit ihren vom Studenten zu analysierenden Proben aus ungenannten Autoren — um sie zu ver- raten: von Luther bis Karl Sternheim — beruhen auf der Voraussetzung des Sprachgefühls, mit dem Zweck, es noch bewußter und kritischer zu festigen. Sie sind 1925 in Leipzig erschienen, und es wäre interessant zu erfahren, wie groß in Deutschland, in den schrifttumskundlichen Seminaren, der Erfolg dieses Büchleins ist, das neben seiner methodischen Nützlichkeit zugleich auch höchst unterhaltend ist, wie ein gesellschaftliches hübsches Rätselspiel. In einem Zürcher Vortrag über Sprachveränderung, im Januar 1930, bezog sich der Linguist an der Universität Freiburg im Breisgau, Professor Leumann, der, so viel ich weiß, geborener Thurgauer ist,* auf den sprachgemäßen Wechsel der Formen und die dadurch erforderliche, „rhythmisich bedingte“ Entscheidung des Schreibenden, ob er im Einzelfall die längere oder die kürzere Endung wähle. Als Beispiel ward angeführt, ob je nachdem der Dativ „dem Ruhm“ oder „dem Ruhme“ rhythmisich das Richtige sei.

Rhythmisik ist jetzt in Deutschland das hochbeslissene Wort, von der ernsthaften wertvollen Einführung in die verschiedensten Gebiete des Wissens und der Ästhetik, bis zum modigen Aufpuß etwälcher Feuilletonistik. Die Kinder in der Schule üben sie, junge Mädchen in den privaten nachkulturfundlichen Freiluftschulen werden körperrhythmisich durchgebildet; aber ausgesucht davon, daß es auch in der Sprache einem Rhythmus zu folgen gibt, erfahren Jung und Alt nicht, bis auf die Kreise der Linguistik und Phonetik. Durchgängig weiß weder Lehrer noch Schriftsteller, daß von Ursprung der deutschen Sprache der germanische Saßakzent der große Kapellmeister ist, der melodisch sie dirigiert, und mehr: der eigentlichste Geessegeber in der Sprachgeschichte überhaupt, der von Jahrhundert zu Jahrhundert die Fortentwicklung in den Lauten und Formen geleitet, bestimmt, sie nicht nur begleitet hat. Das von Prof. Leumann über die rhythmisch bedingte Entscheidung Gesagte gilt, wie vom Dativ, natürlich auch für den Genitiv, desgleichen für die Verbalendung, den feinhörigen Unterschied von „wir wollen sehen“ oder „sehn“, für die genauere Paßlichkeit eines „unseren“, „unsfern“ oder „unsren“. Der Dativ eignet sich aber besonders gut zur Exemplifikation, und so nun auch hier zu einer schmalen Gegenüberstellung von Beispielen, wie es drüben und hüben steht.

*) Dies trifft zu. Seit Niederschrift dieser Erörterungen ist Prof. Leumann gestorben.

Aus schweizerischer, Zürcher Berichterstattung (7. Februar 1927) notierte ich: „Die Krankenwärterin bleibt bis zum gerichtlichen Austrag auf freiem Fuß.“ In Deutschland hätte in dubio Alles, was mit der Juristerei zusammenhängt, geschrieben: „bis zum gerichtlichen Austrage auf freiem Fuße“. Bei verdienstvollster Eindeutschung der Sprache des Rechts, hat sich die juristische Mentalität doch am Sprachgefühl geradezu mit einem Justizmord versündigt. Mit ihren weitreichenden Einflüssen hat sie zu seiner Ausbildung mit am kräftigsten beigetragen. Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch und andere große Kodifikationen führen im Dativ die Endung mit e mit aller „Folgerichtigkeit“ durch. Ihr e schickt vor nichts in der Welt zurück, als — vor dem Hiatus der römischen Grammatiker, der doch die deutsche Sprache zu keiner Zeit geniert hat und ihren Gesetzmäßigkeiten völlig fremd ist.

Schöner für Leute mit Gefühl, als das Bürgerliche Gesetzbuch, lesen sich in dubio die Romane der Justizräte. Den Einfluß der Altenlektüre spürt man doch hier auch. Daraus folglich ein Beleg zu der Behauptung vorhin: „Zolanthe wollte die Sache folglich zum Austrage bringen.“ „Sie gingen zusammen nach dem Gerichte“ (gemeint das Amtsgericht). Weiter noch eine Handvoll nicht juristischer Dative, auch sie aus guten Büchern, wo es eben am wehesten tut. Selbstverständlich ist es kein aufzudrängendes Urteil, wo persönlich ich zusammenzucke. Es sind auch nur Bücher zitiert, wo nach aller Annahme die Autoren, in einem Fall die gebildete Übersetzerin, doch auch die Korrektur gelesen haben werden. Keine aufgespürten Einzelfälle; Proben aus vielen Notizen. „Sie strahlte von Glücke“. — „Entwürfe im Monumentalstile“ (Möller van den Bruck). „Dank dem vorangegangenen Biere vermochte er“ u. s. w. (Th. Mann, ein Steinchen aus dem Zauberberg). „Meistens saß er, wenn er nicht im Dienste war, auf dem Achterdeck.“ Hier ein durch die Regelangst erpreßtes Verunrechten der Seemannssprache, die in sich kurz angebunden und für so Weichheiten nicht zu haben ist. Sie sagt: auf Deck, an Bord, auf der Back, am Bug, am Heck, im Kiel, im Topp, an Land; die Erziehung der Schiffsjungen geschieht mit dem Tauende, aber nicht mit dem Taue. — „Aus dem grünen Lichte im Schilfe, aus dem Spiele der Schatten im Walde, aus dem heulenden Gesange des Sturmes sind diese Lieder geworden.“ In dem vortrefflichen Bergstadtverlag in Breslau — auch im reichsdeutschen Verlag hat die Form „im Verlage“ sich reichlich durchgesetzt — ist jüngst ein überzeitlicher Roman erschienen, der sich vom christlich-sittlichen Standpunkt gegen gewisse Fiebererscheinungen des Modernen und Großstädtischen richtet und der in den eindrucksvollen Radiopredigten seiner Bußapostel sich zu jesaiaskräftiger Sprache erhebt. Was aber am gründlichsten verfolgt und ausgerottet wird, ist der unsflektierte Dativ, den doch auch Juristen, wo sie persönlich schreiben, noch immer übrig lassen. Der Leser vermag sich nicht zu denken, daß jemand so von selbst geschrieben habe, er gerät in die Vorstellung, das Manuskript sei nachträglich einem Geßerlehrling oder

Schulkind mit dem Auftrag übergeben worden, ohne Ausnahme jedem Dativ noch ein e anzuhängen, wo keins stand und keines hingehörte. Eine Göttin von Glas, die als eine Art sinnlicher Schwester des goldenen Kalbes in dem Buch eine Hauptrolle spielt, lesen wir als „Göttin von Glase“; die Satzschlüsse, wo sie können, bröckeln in dieses e zusammen, die Häuser auf dem Nieszscheplatz, im unterminierten Sturze, im strafenden Endgerichte; alles, was zum Abschaume geworden, kommt zu Falle. Duden drehte vor Schrecke sich im Grabe, wie er hier zu Bleche wird, und Ledermann mit nur einem Reste von Sprachgehöre wird gemartert durch dies beständige Abgehn vom natürlichen Gefühle und Rhythmusse, — „vom Anfange bis zu allem Ende“, wie es auf Seite 374 zum Schlusse heißt.

Die schweizerische Gegenprobe auf Sprachgefühl und beibehaltenen Formenwechsel könnte wegfallen. Sie läßt sich an jeder normalen Tageszeitung machen, wenn dabei der Unterschied berücksichtigt wird, von Wem und Wo das abgesetzte Manuskript herstammt. Literarisch beschränke ich das Beispiel auf den süddeutsch entstammten und schon früh schweizerisch zugewandten Hermann Hesse, auf ein erst wenige Monate altes Feuilleton, das ihn nach wie vor von dem deutsch-kollegialen Einheitsdativ unberührt erweist. „Ich sitze zum dritten oder vierten Male im Speisesaal.“ So kommt auch kein ungeschickter Reim hinein. „Ich spiele mit dem Serviettenring.“ Die Satzschlüsse männlich fest. Soweit meine Dudenkenntnis reicht, scheint ihm bei allen angestellten Beobachtungen nie in den Sinn gekommen, daß es mit dem Satzschluß eine besondere Bewandtnis haben könne. „Es fehlt diesem Geiste an Legitimität.“ Die subtile Gehörmäßigkeit Herm. Hesse's litte, wenn sie an dieser Stelle eines Hiatus wegen „Geist“ schreiben sollte. „Beim Genuß der ersten Züge der Zigarre . . .“. Genüß; keine langweilige Folge dreier e.

Wer die gleiche Feinhörigkeit vor 80 Jahren aussucht, kann sich in Bismarck's Briefen von der seinigen überzeugen. In den gedruckten Reden und Ansprachen hat sie gelitten durch das Medium des Stenographen, der nach eigenem Gusto die Übertragung für die Drucklegung vornimmt, oder auch noch sonst durch die Druckerei. Auch für die Wiedergabe der Tischgespräche durch Poschinger und durch „Büschen“ ist Bismarck nicht verantwortlich. Ich ziehe ihn deswegen hier heran, weil vielfach die Norddeutschen — wo es die mündlichen Übergänge nicht gibt, wo man entweder Platt spricht oder „gebildet“ Hochdeutsch — an Sicherheit des Sprachgehörs hinter den Süddeutschen von früher zurückstanden. Und zweitens, um im Vorbeigehen daran zu erinnern, daß dem Reichskanzler die Rechtschreibung nicht auch noch in die Schuhe geschoben werden kann, wie heute so manche Entwicklungen, die gerade er nicht wünschte, ungern als voraussehbar in Kauf nahm, oder sie zu verhüten suchte, soweit er als vielgebundener Gulliver es konnte. Von der ganzen „Buttkamerschen Rechtschreibung“, wie sie nach dem entfernt mit Bismarck verschwagerten Minister heißt, der sie vom Vorgänger übernahm und promulgerte, hat Bismarck

einfach nichts wissen wollen, aus psychischem Widerstreben, schwerlich aus Uhländischen oder Bischerschen Befürchtungen. Da er sie sich für den Bereich seiner Ressorts verbat, hat er ihre mittelbare Auswirkung, den Aburtsch auf die Einheitsregel, noch für geraume Zeit blockiert.

(Ein zweiter Teil folgt im nächsten Heft.)

Oberstkorpskommandant Robert Weber †.

Von G. Kind, Zürich.

Die Spalten des Armeestabes aus der Zeit der Grenzbesetzung 1914/18 schwinden dahin. Nach dem General, dem Generalstabschef, dem Generaladjutanten ist nun auch der Geniechef der Armee, Oberstkorpskommandant R. Weber, am Himmelfahrtstage dieses Jahres im Alter von beinahe 82 Jahren verschieden.

Mit ihm scheidet eine starke, bodenständige Persönlichkeit von ungewöhnlichem Ausmaß und großen Verdiensten um die Armee und vor allem auch ein unerschrockener und manhaft Kämpfer für die Wehrhaftigkeit, ein unermüdlicher Mahner unseres Volkes zur Erhaltung seines Wehr- und Unabhängigkeitswillens.

Das legt uns die Ehrenpflicht auf, seiner in den Monatsheften zu gedenken, zumal Oberst Weber ein hochgeschätzter Mitarbeiter dieser Blätter und ein treues Mitglied des Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz war.

Geboren am 13. Juni 1849 in Wollishofen, durchlief er die Schulen der Stadt Zürich, machte in Bern eine handwerkliche Lehrpraxis als Schlosser durch, trat dann in die von Semper geleitete Bauschule des Eidgenössischen Polytechnikums ein und arbeitete nach deren Absolvierung als Architekt in verschiedenen deutschen und schweizerischen Städten, u. a. auch am Bau des zürcherischen Bahnhofes.

Verhältnismäig spät, nach Rückkehr aus dem Auslande, begann er seine militärische Laufbahn, indem er im Jahre 1876 die Artillerieoffiziersschule bestand und der Positionsartillerie zugewiesen wurde. Der Besuch der militärwissenschaftlichen Kurse am Polytechnikum hatte schon 1878 seine Beförderung zum Oberleutnant zur Folge. Nun begannen die militärischen Interessen überwiegend hervorzutreten. Eine von ihm 1879 anonym veröffentlichte militärgeographische Studie über die deutsch-französischen Grenzfestungen und die Landesbefestigungsfrage erregte berechtigtes Aufsehen und bewirkte, als seine Autorschaft bekannt wurde, seine Einberufung in die Generalstabschule.